

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein Familienwappen.

Originalerzählung von K. Labacher. (Fortsetzung.)

4.

Die Märztage waren vorüber. Das erste vergossene Volksblut war wie nährendes Oel auf die Flamme des Aufruhrs gefallen. — Dennoch herrschte eine momentane Erstarrung und Stille in den Landen des österreichischen Kaiserstaates, die schwüle Ruhe, die nach den ersten Donnerschlägen dem wirklichen Ausbruch des Gewitters voranzugehen pflegt.

Ein hochgewachsener Jüngling eilte in nächtlicher Stunde durch die Straßen von Pest. Er war von auswärts gekommen und wollte nicht erkannt werden, denn fest hüllte er sich in seinen langen Mantel mit dem hohen Kragen und tief drückte er seine Reisemütze in die Augen hinab.

Es war Siegfried, der vor dem Beginne einer gefährlichen Unternehmung nach dem Vaterhause schlich, um einen Abschiedsblick auf seine alten Eltern, auf die geliebte Rosa zu werfen. Am nächsten Morgen sollte er nach Wien reisen, die Uebereinstimmung und Verbindung des ungarischen Volkes mit den österreichischen Gesinnungsbrüdern vermitteln. Er vermochte es nicht, der hohen Gefahr, dem in hundert Formen drohenden Tode entgegen zu gehen, ohne die Eltern, ohne die unglückliche Schwester wiedergesehen zu haben.

Er fand das Haus verschlossen; er wußte, daß um diese Stunde die beiden Eltern mit Rosa im Hinterzimmer, am runden Eichentische saßen und das Abendbrot verzehrten. Er ging um das Haus herum, überstieg den Gartenzaun und drang so in den Hof vor, von wo aus er das Fenster des Hinterzimmers überblicken konnte.

Die beiden Eltern saßen wirklich beim Abendmahle — aber Rosa war nicht bei ihnen und die Speisen standen unberührt auf dem Tische. — Frau Sailer weinte und ihr Gatte starrte in trübem Nachsinnen auf seinen leeren Teller.

Eine verzehrende Unruhe ergriff den beobachtenden Siegfried. Wo war Rosa? Krank, vielleicht aus Schmerz, aus Sehnsucht nach ihm, der sie so einsam ihrem lichtlosen Dasein hatte überlassen müssen? Er hatte die Eltern nur sehen, sich nicht zeigen wollen, um nutzlose Erklärungen und Aufregungen zu vermeiden. — Nun aber überwältigte ihn die Angst um Rosa; er war im Begriffe, an das erleuchtete Fenster zu klopfen.

Da hörte er, wie die Hausglocke gezogen wurde. Lebhaft sprangen die beiden Eltern auf. Sailer ging hinaus, um zu öffnen. Er kam in Begleitung eines seiner ersten Gehilfen wieder.

„Ich habe sie nicht finden können!“ hörte Siegfried es deutlich durch die nächtliche Stille klingen. „Sie ist nirgends gesehen worden. Ich habe auch die Anzeige bei der Polizei gemacht. Gott allein weiß, wo die arme Kleine hingeraten sein mag, so allein, so hilflos und nachts —“

Ein lauter Aufschrei Siegfrieds, der die ganze Situation begriffen hatte, unterbrach den Gehilfen. Im nächsten Augenblick stürzte Siegfried auch schon durch die Hausflur, über den Korridor, stieß die Thüre des Hinterzimmers auf und stand vor seinen erschreckten Eltern.

„O, Du bist's!“ schrie Frau Sailer freudig auf, als sie in dem Eindringling ihren Sohn erkannte. „Nun ist alle Not zu Ende. Du, Du wirst sie finden. Ach, sie ist ja wohl nur fort vom Hause gegangen, um Dich zu suchen; sie verlangte Tag und Nacht nach Dir. Die Sehnsucht drückte ihr fast das Herz ab! O, Siegfried, wie hast Du sie und uns verlassen können! Aber nun bist Du da und alles wird wieder gut werden!“

Siegfried erinnerte sich jetzt erst, wie unvorsichtig, wie unüberlegt er gehandelt hatte, indem er sich seinen Eltern zeigte. Hier umstrickten ihn die weichen Mutterarme und wollten ihn nicht mehr loslassen — hier fesselte ihn die ernste Bitte des Vaters, der des Sohnes bedurfte. Hier mußte er nach der Schwester suchen, die um seinetwillen schutzlos in einer ihr völlig unbekannten Welt umherirrte. Tausend zarte Familienrücksichten legten ihm plötzlich ihre starken Bande an. Er hatte seinen Gesinnungsgenossen geschworen, mit dem Anbruche des neuen Tages die ihm übertragene Mission anzutreten; er konnte sich nicht von dem Eide lösen ohne seine Ehre, sein Manneswort, seine heiligsten Ideen aufzuopfern. Wie aber sollte er sich von seinen Eltern losreißen? War es möglich, Rosa einem ungewissen Schicksal preiszugeben, abzureisen, ehe er sie geborgen im Elternhause wußte? Welche Pflichten waren die ersten und heiligsten, diejenigen gegen seine Familie oder gegen sein Vaterland? Von bitteren Zweifeln gepeinigt stand er zwischen seinen Eltern. Sollte er sich augenblicklich losreißen, entfliehen, seinem Schwure genügen, oder sollte er die heilige Sache persönlichen Rücksichten aufopfern, bleiben und der gute gehorsame Sohn seiner Eltern sein? — Eine andere Wahl oder ein Aufschub des Entschlusses war nicht möglich.

„Wie stumm und teilnahmslos Du dastehst!“ sagte seine Mutter plötzlich. „O, Siegfried, haben



Das Marmorpalais in Potsdam. (Mit Text.)

Dich die Gesinnungen, die Dich von uns entfernten, auch unempfindlich gegen unser Leid, gegen unsere Beängstigung gemacht? Welcher Dämon war es, der mir das Herz meines Sohnes stahl?"

Der Jüngling umschlang seine Mutter mit jäher Heftigkeit.

„Ich liebe Dich — ich liebe euch — ich will Rosa suchen!" stammelte er mit zitternder Stimme, und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, stürzte er aus dem Zimmer zum Hause hinaus.

Da stand er nun auf der Straße, ungewisser, zweifelvoller als je. Zwar gehörte die Nacht noch ihm, seinen Privatzwecken; aber würde sie genügen, um Rosa zu finden? Ein Gedanke dämmerte plötzlich in seinem Gehirn auf. War es nicht der einzige Ausweg, zu seinen Gesinnungsbrüdern zurückzukehren und ihnen seine Situation zu erklären, sie um die Uebertragung der geheiligten Mission an einen anderen anzuflehen? Mußten sie es nicht begreiflich finden, daß er die Eltern nicht in solchen bangen Augenblicken hilflos zurückzulassen vermochte?

In einer unweit von Pest gelegenen Villa pflegten die Häupter der ungarischen Patrioten ihre Versammlungen und Beratungen zu halten. Dorthin lenkte Siegfried in seiner Angst und Ratlosigkeit seine Schritte. Erst mit dem Morgengrauen gelangte er an sein Ziel; das Haus war verschlossen, kein Lichtstrahl drang aus den Fenstern. Doch als der Jüngling dreimal rasch nacheinander an der Glocke zog und dann die Melodie eines ungarischen Volksliedes vor sich hin pfiff, da that sich geräuschlos das Thor auf und ein Mann im groben Bauernkleide stand mit einer Blendlaterne an der Schwelle des Hauses.

„Die Brüder sind noch zur Stelle?" fragte Siegfried leise.

„Nein. Nur Graf Sziget befindet sich noch im großen Saale, er erwartet seinen Wagen, der ihn abholen soll!"

„Gott sei Dank, wenigstens e i n e r, an den ich mich wenden kann!" rief Siegfried freudig und schon stürmte er die Treppe hinauf und betrat nach dreimaligem leisem Klopfen den großen Saal.

Es sah hier seltsam aus. Mitten unter den vergoldeten und mit hellblauen Atlaskissen versehenen Möbeln lagen alte Waffen, Pulverfäßchen, Hüte und Mäntel, ja selbst Beile und Sensen umher. An einem kostbaren Marmortischchen saß Graf Sziget in die Lektüre einer Broschüre vertieft, die er selbst verfaßt hatte und die am nächsten Morgen unter dem Volke verteilt werden sollte.

Es war ein eigentümlicher Kopf, der die hohe und schlanke Gestalt des Grafen krönte. Er konnte seine Abkunft nicht eine rein ungarische nennen; seine Mutter war eine vornehme Pariserin, man sagte sogar eine Abkömmlingin der Bourbons gewesen. Etwas von der französischen Beweglichkeit und unsteten Lebhaftigkeit lag auch in der Physiognomie des etwa dreißigjährigen Grafen. Seine Stirne war hoch, aber etwas zu weit nach rückwärts gebogen, sein Mund hatte wohlgeformte Lippen, denen es nur schadete, daß ein ständiges satyrisches Lächeln eine widerwärtige Linie um sie herum gezogen hatte. Was indessen am meisten an seiner Erscheinung auffiel, das waren seine glasartig starren Augen, die einen unangenehm wirkenden Kontrast zu der sonstigen Beweglichkeit seines Gesichtes bildeten. Graf Sziget hob bei dem Eintritte Siegfrieds langsam den Kopf empor.

„Ah — Du bist's, Bruder?" sagte er dann etwas überrascht. „Wie kommt es, daß Du in dieser Stunde nicht auf anderen Wegen wandelst? Die Straße nach Wien führt wahrlich nicht hier vorüber. Hast Du etwas von Deinen Instruktionen vergessen, willst Du noch eine Frage stellen?"

„Meine irrsinnige Schwester ist aus dem Elternhause verschwunden, sie ist gegangen, m i c h zu suchen!" erzählte Siegfried. „Ich kann in diesem Augenblicke nicht die Stadt verlassen, ich muß meine Schwester wiederfinden. Nicht wahr, Sie begreifen das, Herr Graf? Sie werden mich meines Schwures entbinden, den mir erteilten Auftrag auf einen anderen übertragen?"

„Deinen Eid hast Du dem Vaterlande geleistet, nicht mir!" sagte der Graf mit schwerer Betonung. „Ich habe nicht das Recht, Dich zu lösen, da ich überdies nicht einmal zu den Häuptern unseres heiligen Bundes gehöre. Heißt nicht unser Wahlspruch „Ungarn über alles" und liegt nicht in diesem Worte der natürliche Sinn, daß wir dem Vaterlande auch jede persönliche Rücksicht, jedes Familienband, jedes individuelle Gefühl aufzuopfern uns verpflichtet haben? Geh an das große Werk, Bruder, sonst wird Deine Stirne den Stempel der Vaterlandsverräter tragen. Du weißt, unsere Gesetze dulden nichts Halbes, kein Zögern und Ueberlegung. Du erfüllst Deinen Schwur oder Du brichst ihn — ein Mittelweg existiert nicht für Dich!"

Siegfried senkte erschüttert das Haupt.

„Meine arme Schwester, meine arme Rosa!" murmelte er.

Der Graf betrachtete ihn mit einem langen, forschenden Blicke.

„Ich kann nur eines für Dich thun!" sagte er. „Ich kann Dir versprechen, daß ich mich mit dem Aufsuchen Deiner Schwester befassen will. Du weißt, ich bin reich und mein Einfluß reicht in alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens in Pest, Du darfst beruhigt reisen. Wenn Deiner Schwester nicht irgend ein Unheil zugestoßen ist, so mache ich es zu meiner Pflicht, sie Deinen Eltern wiederzugeben! Bist Du nun zufrieden mit mir, Bruder?"

„Ich muß wohl dankbar sein, denn Sie erweisen mir eine unschätzbare Güte, Herr Graf!" erwiderte Siegfried beklommen. „Dennoch — mein Herz krampft sich in Angst und Schmerz zusammen, wenn ich daran denke, daß ich meine Eltern verlassen soll. Gleichviel, es muß sein — ich werde reisen! Werden Sie mir Nachricht zukommen lassen, ob Sie Rosa gefunden haben? Bedenken Sie, daß die Ungewißheit in solchen Lagen entsetzlich ist!"

„Gehe ohne Sorge, Bruder! Du wirst wissen, wie es um die Deinen steht. Nimm dieses Siegel und hier diese Adresse. Finde Dich heute über acht Tagen in dem von mir bezeichneten Hause ein und man wird Deine Fragen beantworten!"

„Wien ist groß — werde ich das Haus finden?" sagte Siegfried zögernd. „Hier steht „das Haus mit den gelben Jalousien"; das ist ein sehr unbestimmtes Kennzeichen."

„Die Freunde, an die Du mit Deinen Instruktionen gewiesen bist, werden Dich führen. Die Klugheit verbietet mir, Dir eine genauere Adresse zu geben. Bedenke, daß Du in die Hände unserer Feinde fallen könntest; Deine Mission ist gefährlich!"

„Ich weiß es!" sagte Siegfried, „und nur deshalb opfere ich meine Familie auf. Man soll nicht etwa von mir sagen, daß ich mich aus Furcht zurückgezogen habe!"

Siegfried drückte die Hand, welche ihm Graf Sziget entgegenstreckte, und entfernte sich aus dem Saale. Der Graf nahm die Broschüre nicht mehr zur Hand. Er schrieb folgenden Brief an seinen Haushofmeister Franz Wallner:

„Es ist mir nicht möglich, vor übermorgen nach Hause zu kommen; ich muß mehrere wichtige Besuche in der Umgebung abstatten. Inzwischen aber habe ich Ihnen einen dringenden Auftrag zu erteilen. Setzen Sie all meinen Einfluß bei der Polizei, allen Eifer meiner Diener und jedes nötige petuniäre Opfer daran, um ein junges, irrsinniges Mädchen aufzufinden, das aus dem Hause ihres Vaters, des Tischlermeisters Sailer, entwichen ist. Setzen Sie sich mit den Eltern des Mädchens jedoch n i c h t in Verbindung. Ueberhaupt fordere ich in dieser Angelegenheit Schweigen von Ihnen. Die Angelegenheit steht in Verbindung mit unseren Interessen. Zeigen Sie diesen Brief auch dem Polizeidirektor und bitten Sie ihn, daß das irrsinnige Mädchen sogleich nach ihrer Auffindung direkt, ohne Benachrichtigung der Eltern, an Sie überliefert werde. Sie werden die Kleine bis zu meiner Rückkunft in unserem Hause verborgen halten. Die Behandlung soll diejenige einer Gefangenen sein, die man wohl bewacht, die man aber mit Rücksicht und Schonung behandelt. Bitten Sie Ihre Frau, daß sie sich der Kleinen annehmen möge. Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr wohlgesinnter Graf S."

5.

Rosa war bei Tage, im hellen Sonnenscheine aus dem Hause der Eltern entwichen. Sie ging die Wege, welche sie sonst der Bruder geführt hatte. Sie hoffte, ihn zu finden in den lieblichen Auen, dem schönen Schmuck der Donauufer. Der Frühling begann die Sträuche grün zu färben und auf dem noch spärlichen aber frischen Rasen waren schon zarte Schneeglöckchen verteilt. Die Luft kam lind und liebkosend vom Süden her. Rosa empfand ein inniges Wohlbehagen auf ihrer einsamen Wanderung. Immer weiter ging sie; sie achtete nicht darauf, daß die Sonne tiefer und tiefer am Horizont hinabsank, daß die Abendröte den Himmel mit rosigen Wölkchen verschönerte. Erst als es dunkel wurde, sah sie verwundert um sich und „Siegfried!" rief sie etwas ängstlich. Niemand antwortete ihr. Sie blieb stehen und ließ die gesammelten Schneeglöckchen achtlos zu Boden fallen. „Siegfried, führe mich nach Hause!" wiederholte sie dringender. Sie brach in Weinen aus und stampfte ungeduldig mit ihren Füßen den Boden, als es noch immer stumm um sie blieb. Sie begann nun zu laufen, ziellos, planlos, sich im Gebüsche oft mit dem flatternden Gewande verstrickend, bis sie vor einem kleinen Flusse still halten mußte, der quer vom Lande herkam und seinen Weg in die Donau suchte.

Es war eine laue und sternenvolle Frühlingsnacht, welche die einsame Rosa in ihren dunklen Mantel hüllte. Die Kleine hatte sich müde gegangen und müde geweint. Sie ließ sich auf einen Haufen dürrer Blätter nieder, den wohl arme Bauern hier als Stallstreu gesammelt und noch nicht weggebracht hatten. Das Schauspiel des gestirnten Himmels zog den Blick des Mädchens an, bis ihr die Augen zufielen, bis ihre Glieder sich behaglich auf dem weichen, elastischen Lager ausstreckten. Erst als das Tagesgrauen eine bleiche Linie am Horizonte hinzog, erwachte Rosa und ein scharfer Frost durchschauerte ihren Körper; doch, da es noch immer so finster war, wagte sie sich nicht zu erheben. Sie wimmerte nur von Zeit zu Zeit kläglich: „Siegfried, komm doch und führe mich nach Hause!"

Ein glänzender Tag, wärmer noch und sonniger als der vorhergehende, zerstreute Rosa's Bangen. Sie nahm ihre Wanderung unter den Büschen wieder auf. Sie sammelte sich einen frischen Strauß Schneeglöckchen. Dabei näherte sie sich, ohne daß sie es wußte, wieder den Stadtthoren von Pest. Mit einemmale hielt sie inne und etwas wie Schrecken malte sich auf ihrem gewöhnlich starren und ausdrucksvollen Gesichtchen.

Es kamen mehrere Männer auf sie zu. Sie war noch nicht bemerkt worden, denn die Heranschreitenden blickten ungewiß nach rechts und

links; sie schienen etwas zu suchen. Plötzlich aber hielt einer stille; sein Auge hatte Rosa erreicht und auf die zarte Mädchenerscheinung deutend, sagte er zu seinen Gefährten: „Das dort müßte ungefähr diejenige sein, die wir suchen. Was das für seltsame Augen sind und wie wirr ihr die Locken über die Stirne hängen! Ich wette, das ist Rosa Sailer!“

Die Männer gingen auf Rosa zu, die sich beängstigt vor ihnen zurückzog.

„Fürchte nichts, Kleine!“ sagte derjenige, der zuerst gesprochen hatte. „Wir führen Dich heim zu Deinen Eltern.“

„Und zu Siegfried?“ fragte das Mädchen lebhaft.

„Natürlich, komm nur mit uns!“

Willig ließ sich Rosa von den Männern in die Mitte nehmen und fortführen. Es waren Graf Sziget's Diener, die Rosa gesucht und gefunden hatten, unter ihnen der Haushofmeister Wallner.

„Wir müssen uns vor allem einen Wagen zu verschaffen suchen!“ sagte der letztere, als nach kurzer Wanderung die Häuser der Stadt sichtbar wurden. „Es darf aber keine Mietkutsche sein. Du, Johann, hast flinke Beine, eile nach Hause, lasse einen geschlossenen Wagen bespannen und komme damit hieher, wir erwarten Dich im Schutze des Gebüsches. Um schneller zu sein, nimm Dir auf dem Hinweg eine Droschke. Wir dürfen die Kleine nicht ungeduldig und widerspenstig machen.“

„Siegfried?“ fragte Rosa immer dringender. Aber Wallner wußte sie zu beschwichtigen. Er hatte einige Eßwaren mitgebracht, über die sie begierig herfiel; denn sie hatte seit dem vorhergehenden Tage nichts zu sich genommen. Später flocht er ihr ein Körbchen aus Weidenruten und erzählte ihr Feengeschichten. Endlich kam Johann mit dem Wagen.

„Wir fahren nun zu Siegfried!“ sagte Wallner und Rosa bestieg vergnügt den eleganten Wagen und wiegte sich kindisch lachend auf den weichen Federkissen. Sie klatschte in die Hände als die Pferde anzogen und sie in raschem Galopp dahinführten. Erst als sie vor einem vielstöckigen Palaste aussteigen mußte, sagte sie etwas scheu: „O nein, da bin ich nicht daheim!“

„Aber hier wartet Siegfried auf Dich!“ beeilte sich Wallner sie zu versichern.

Wieder ließ sie sich geduldig lenken und leiten. Wallner brachte sie in ein prächtig möbliertes Zimmer und ließ seine Gattin, eine angenehme, freundliche Matrone rufen.

Zwar fragte Rosa noch immer nach dem Bruder und auch nach den Eltern. Doch die guten Speisen, die man ihr vorsetzte und die prächtigen Sachen, die man ihr zeigte, zerstreuten sie doch so weit, daß sie weder weinte noch zornig wurde. Vor allen gewöhnte sie sich sehr rasch an Frau Wallner und begann sie „Mutter“ zu nennen.

Als Graf Sziget in sein Haus zurückkehrte und von Rosa's Auffindung hörte, brach ein Strahl der Freude aus seinen Augen. „Nun bin ich seiner Unterwürfigkeit sicher, nun habe ich ihn in meinen Händen. Und bei Gott, er soll mir dienen!“ murmelte er. „Wer wagt es, meine Handlungsweise einen Verrat an meinem Lande zu nennen? Ich habe geschworen, meinem Herrn, dem Kaiser zu dienen. Ich halte meinen Eid, nichts weiter. Und wenn ich mir nebenbei eine glänzende Belohnung, einen Orden oder ein Ministerportefeuille zu verdienen suche, ist dies nicht natürlich und verzeihlich? Soll ich etwa für nichts meine Haut zu Markte tragen? Und wahrlich, Gefahr ist im Verzuge. Wenn ein einziger der Verschwörer den Spion, den Verräter in mir wittert, dann bin ich verloren, dann gilt mein Leben keinen schlechten Thaler mehr!“

Graf Sziget ließ sich zu Rosa führen. Er wollte den Zustand ihrer Geisteskräfte kennen, er wollte wissen, ob er auf ihre thätige Mithilfe bei Ausführung seines Planes rechnen konnte. Statt dessen wurde er von ihrer persönlichen Lieblichkeit betroffen. Er hatte von jeher einen gewissen Stolz darein gesetzt, daß er menschlicher Rührung, unwillkürlichen Eindrücken unzugänglich war. Nun aber, als Rosa's blaue Augen fragend zu ihm aufblickten, da konnte er's sich nicht verleugnen, daß sich tief unten in seinem Herzen ein Gefühl regte, welches ihn an ferne Zeiten erinnerte. Auch er hatte ja eine Kindheit gehabt, Familienfreuden, zarte Anhänglichkeit erfahren. Dann war der Verrat eines Weibes, seiner ersten Liebe, wie ein Gifthauch über sein Leben gegangen und hatte die Flamme holder inniger Empfindungen für immer verlöscht. Rosa aber erinnerte ihn an alles, was ihm einst teuer gewesen, an die Augen seiner Mutter und einer lange verstorbenen Schwester. Nein, er durfte sie nicht wiedersehen, wollte er nicht wankend werden in seinen Plänen, denen sie möglicherweise zum Opfer fallen mußte.

„Sorgen Sie für die Kleine, als ob dieselbe zu meiner Familie gehörte!“ sagte er im Weggehen zu Frau Wallner.

Rosa lief ihm nach und erfaßte seine Hände.

„Führe mich zu Siegfried!“ rief sie weinerlich.

Ein Schauer ging durch die Glieder des Grafen. Er dachte daran, welche Art des Wiedersehens er den Geschwistern vorbereiten wollte. — Am selben Abend schickte er einen Brief mit folgendem Inhalt an den Kriegsminister in Wien ab:

„Der Jüngling ist von hier abgereist, mit wichtigen, bedeutungsvollen Instruktionen und mit Plänen für die Insurrektion versehen. Ich weiß nicht, was jene Papiere enthalten, denn bis nun sind allein die drei Häupter der Verschwörer in die Geheimnisse des Bundes eingeweiht. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, den Jüngling auf seiner einsamen Reise nach Wien überfallen und ihm seine Papiere abnehmen zu lassen. Aber dann hätte man einfach die Pläne und auch den Boten gewechselt und wer weiß, ob nicht auf mich Verdacht gefallen wäre. Nein — Siegfried, das Werkzeug der Verschwörer muß Wien erreichen, sich mit d n dortigen Verschwörern in Verbindung setzen, alle Geheimnisse kennen lernen, alle Fäden der Staatsintrigue in die Hände bekommen und dann gleich einer Biene den gesammelten Honig an uns abgeben. Es scheint Ihnen wohl unwahrscheinlich, daß er, der siebenfach heilige Schwüre des Schweigens abgelegt hat, freiwillig plaudern wird? Seien Sie ohne Sorgen! Ein Zufall hat mir die Macht in die Hände gespielt, Siegfried meinem Willen zu beugen. Er wird uns dienen, er wird die Patrioten Ungarns verraten, wenn ich es ihm befehle. Seine Schwester, die er über alles liebt, sie befindet sich in meiner Gewalt. Ihr Leben ist die Bürgschaft für seinen blinden Gehorsam. Verstehen Sie mich nun? Ich bin in der Schule einer Philosophie groß gezogen worden, deren Wahlspruch heißt: „der Zweck heiligt die Mittel.“ Und ich füge hinzu: „Mein Herr, mein Kaiser über alles!“ — Sie werden bald mehr von mir hören. Sprechen Sie Seiner Majestät von mir, seinem treuesten Diener, sagen Sie ihm, daß mein Leben in diesem Augenblicke für ihn hundertfacher Gefahr ausgesetzt ist. Ein Argwohn der Verschworenen und ich bin nicht mehr. Sagen Sie Seiner Majestät aber auch, daß ich bereit bin, in seinem Dienste zu verbluten!“

Graf Sziget vertraute diesen Brief weder der Post, noch seinem gewöhnlichen Kurier an. Wallner selbst mußte damit die Reise nach Wien antreten. — Als er wieder zu seinem Herrn zurückkehrte, brachte er beunruhigende Nachrichten. Wien befand sich in vollem Aufruhr — die kaiserliche Familie dachte an die Flucht vor dem Sturme der aufgewühlten Volkselemente. Alle Bande der Gesetze schienen sich zu lösen. Die einst so friedlichen Bürger der Kaiserstadt begannen sich hinter Straßenbarrikaden zu verschanzen. Die Jungen und die Greise griffen nach den Waffen, die Frauen sangen Kriegslieder.

„Und haben Sie Siegfried gesehen?“ fragte der Graf gedankenvoll.

„Ja! im Hause, das Sie ihm bezeichneten, Herr Graf. Er sagte mir, daß die Wiener sich die Brüder der Ungarn nennen, daß die Vereinigung der beiden revolutionären Kräfte nahe bevorsteht. Er erwartet nur die letzten Instruktionen und Entscheidung aus den Händen der Wiener Revolutionspartei, um hieher nach Pest zurückzukehren.“

„Und haben Sie dem jungen Menschen mein Schreiben übergeben?“ fuhr der Graf fort.

„Ja wohl, er schien aufgeregt nach dem Lesen, er stellte Fragen an mich, ob seine Schwester aufgefunden worden sei oder nicht, er beklagte sich über die Geheimniskrämerei in dem Briefe. — Ich antwortete ihm Ihrem Auftrage gemäß: „Ihr erster Weg, wenn Sie nach Pest zurückgekehrt sind, sei zu dem Grafen Sziget, dort warten wichtige Nachrichten auf Sie. Das Leben Ihrer Schwester kann möglicherweise an jeder Minute hängen, die Sie später kommen.“ Er knirschte mit den Zähnen. „Und man läßt mich noch immer nicht los hier!“ Ich wage aber zu behaupten, Herr Graf, daß er bald kommen wird. Angst und Ungeduld pflegen Flügel zu machen.“

„Wenn er eintrifft, so führen Sie ihn sofort zu mir, lieber Wallner. Und vor allem, erinnern Sie sich, daß er mit keinem Diener sprechen, daß er Rosa's Anwesenheit in diesem Hause nicht ahnen darf. Auch Sie sind ein treuer Anhänger des Kaisers, wie ich es bin. Es hängt viel für den Kaiser ab in dieser Angelegenheit.“

Wallner verbeugte sich schweigend und verließ das Zimmer seines Herrn. Mit seiner Gattin überlegte er die Frage, was wohl die geisteskranke Rosa mit den Angelegenheiten des Kaisers zu schaffen haben könnte?

Die Matrone hatte das unglückliche Mädchen liebgewonnen. „Es kommt mir seltsam vor, daß die Kleine ihren Eltern vorenthalten wird,“ sagte sie beklommen. „Wenn ihr nur keine Gefahr in diesem Hause droht, unser Herr betrachtete sie neulich mit einem ganz seltsamen Blicke. Nicht wahr, Du wirst Deine Hand zu keinem schlimmen Streiche bieten, auch für unsern Herrn und selbst für den Kaiser nicht?“

„Marianne, was denkst Du von dem Grafen?“ rief Wallner erschrocken.

„Hm, Gedanken sind erlaubt, wo — junge Mädchen wider ihren Willen zurückgehalten werden!“ murmelte Frau Wallner.

„O das arme, blödsinnige Geschöpf! Wo denkst Du hin, Marianne, mein Herr, der die Weiber haßt, weil, weil eine, ich kannte sie wohl, ihm einst gar übel mitspielte. Du siehst Gespenster!“

„Mag sein, mag sein!“ erwiderte Frau Wallner beschwichtigend. In ihrem Innern beschloß sie aber dennoch, ein wachsames Auge über die arme Rosa zu behalten.

6.

Tanz und heitere Freude hatte Graf Ergyedy seiner Tochter für den Wiener Aufenthalt versprochen. — Es war aber eine traurige und erschreckende Musik, die ihr dazu aufgespielt wurde. Der Graf hatte als intimer Freund des österreichischen Kriegsministers in dessen Palast seinen Aufenthalt genommen. Aber gerade dieses Haus schien das erste Ziel für den Volksunwillen zu bieten. Adriana konnte unter den Fenstern ihres Schlafgemaches Drohlieder singen hören, konnte sehen, wie

Männer, Weiber und Kinder unter lauten Verhöhnungen und Verwünschungen aufreizende Plakate an die Mauern des Palastes klebten. Sie empfand keine leise Regung der Furcht. Sie kannte sie nicht aus Erfahrung, die ungeheure Sturmflut, die ein empörtes, den Gehorsam verweigerndes Volk bedeutet. Sie nannte das einen dummen Pöbel und belustigte sich damit, Bonbons unter die schreienden Kinder auszuwerfen. Vielleicht würde sie einen ruhigeren Aufenthalt vorgezogen haben. Doch der Vater hatte ihr erklärt, es sei eine Ehrensache, bei dem Freunde auszuhalten, dessen gastliche Aufnahme man nun einmal in Anspruch genommen.

Auch Graf Sziget unterschätzte übrigens die Schwere der Situation. Die sprichwörtlich gewordene Gutmütigkeit der lustigen Wiener ließ niemand an den Ausbruch einer wirklichen Revolution glauben. Man meinte an höherer Stelle, daß man es nur mit einer handvoll Pöbel und der Zuchtrute entlaufenen Studenten zu thun habe.

Eines Morgens fuhr Adriana mit dem Grafen in einer Equipage des Kriegsministers aus, um den Besuch eines jungen Ehepaares aus der höheren österreichischen Aristokratie zu erwidern. — Unter dem Volke, das sich auf den Straßen herumtrieb, gärte mehr als je eine dumpfe Aufregung, eine drohende Stimmung. Höhnische Ausrufe, zornige Verwünschungen folgten dem dahinrollenden Wagen. — Weder Adriana noch Graf Ergyedy achtete darauf. Es erging ihnen ja bei keiner Ausfahrt besser; die Armen und Niedrigen durften nun ja ungestraft ihrem natürlichen Grolle gegen die privilegierte, vom Glücke begünstigte Klasse Luft machen. Ueberdies erregte das Wappen des Kriegsministers, welches auf der Equipage angebracht war, den besonderen Unwillen der Mißgestimmten. Wenn die Wogen der Volkswut einmal aufgeregt sind, müssen sie ihr Opfer haben. Als solches war diesesmal der Kriegsminister gezeichnet, niemand wußte genau, warum gerade der schöne, mildblickende Greis zum Gegenstand des öffentlichen Hasses geworden war. Thatsache blieb, daß er für alles büßen sollte, was irgend im Lande getadelt wurde.

„O, wie sie schreien und toben!“ bemerkte Adriana doch endlich gegen den Vater, als der Lärm um den Wagen herum sich toller und toller machte. Im nächsten Augenblicke fuhr sie erschrocken zusammen. Ein Stein war gegen das Wagenfenster geworfen worden und hatte die Scheibe zertrümmert, so daß dem Grafen ein Glassplitter an die Stirne flog und ihm eine kleine, aber heftig blutende Wunde beibrachte.

„Wir müssen unseren Besuch für heute aufgeben!“ sagte der Graf ruhig, während er sich das Taschentuch an die verletzte Stirne hielt. Und sich aus dem Wagenfenster beugend, rief er dem Kutscher laut zu: „Nach Hause!“ — Der Wagen war aber so arg ins Gedränge gekommen, daß das Umwenden seine große Schwierigkeit hatte.

„Aus dem Wege!“ rief der Kutscher vergebens der immer mehr anwachsenden Menschenmenge zu. — Niemand wollte weichen. Der Lärm stieg, die Drohungen wurden lauter und rücksichtsloser. Eines der Pferde schien von dem Geschrei erschreckt, es bäumte sich hoch auf und sein Vorderhuf traf einen Mann im blauen Arbeiterhemde auf den rechten Oberarm. — Laut heulte der Verletzte, die Vordersten in der dichten Masse wollten zurückweichen, um den Hufen des noch immer unruhigen Pferdes zu entgehen, die Hintersten drängten nach vorn, um zu sehen was vorgefallen war. Ein furchtbares Stoßen und Balgen entstand, in dessen Mitte der Wagen wie eine leichte Feder schwankte.


Wilhelm II.

Adriana war sehr bleich geworden, doch kein Laut der Angst drang über ihre Lippen. „Dort an der Ecke ist eine Apotheke,“ sagte sie zu dem Vater. „Wenn es möglich wäre, diese zu erreichen, so wären wir

für's erste geborgen und Du könntest Deine Wunde verbinden lassen." — Der Graf beugte sich neuerdings aus dem Wagen und sagte einige Worte zu dem Kutscher. Der diesmalige Befehl war etwas leichter auszuführen. Der Wagen brauchte nicht umzuwenden und das Gedränge selber half dazu, ihn langsam an das erwünschte Ziel zu schieben.

Unglücklicherweise aber schloßen die Apotheker, von der sich heranwälzenden Volksmenge erschreckt, die Läden des Gewölbes im gleichen Augenblicke, als der Graf die Wagenthüre öffnete, um sich mit seiner Tochter nach der Apotheke zu flüchten. Der Anblick des stolzen Aristokraten, aus dessen Augen Blitze des Zornes und der Verachtung sprühten, war nicht geeignet, die erhitzten Gemüter zu beschwichtigen.

Dennoch befanden sich einige Männer unter der Menge, die Verstand und Besinnung genug besaßen, um dieses Wüten gegen einzelne und hilflose Menschen nicht zu billigen. Mehrere Arme streckten sich aus, man wollte den Grafen verhindern, den Wagen zu verlassen, in dessen Innerem er sich doch sicherer befand als mitten unter dem schreienden, tobenden Volke. Doch der Graf legte dieser Bewegung eine falsche Bedeutung unter. Er zog eine Pistole aus seinen Kleidern hervor. „Berührt mich nicht, oder ich schieße!" donnerte seine gewaltige Stimme.



Auguste Viktoria.

Diejenigen, die ihn hatten beschützen wollen, wichen erschrocken und unwillig zurück und ließen den ärgsten Schreiern den Weg zu ihm frei.

Der Graf hielt die Pistole immer hoch, bereit loszudrücken.

Seine Tochter selbst war es, die ihm in den Arm fiel. „Schieße nicht, sonst sind wir verloren," sagte sie mit fester Stimme. „Laß mich machen, ich werde wohl mit diesen Leuten fertig werden." Sie öffnete die Wagenthüre auf der anderen Seite und sagte freundlich zu den Zunächststehenden: „Warum wollt ihr uns nicht ruhig unseres Weges ziehen lassen, ihr guten Leute? Hörte ich euch nicht rufen, daß die Ungarn eure Brüder sind? Wohl, dann laßt ab von mir und meinem armen, verwundeten Papa. Wir sind vertrauensvoll als Gäste zu euch nach Wien gekommen, wir sind Ungarn, die fest zu euch halten. Warum uns mißhandeln?" — Es war still geworden, seit Adriana sprach. Man hörte ihr aufmerksam zu.

„Sie hat recht!" rief endlich einer aus dem Volke. „Man hört es an der Aussprache, daß sie eine Ungarin ist. Lassen wir sie in Ruhe!" Ein kleiner Raum vor dem Wagen wurde auf diese Aufforderung hin frei.

„Fahre nun zu, wohin Du willst, nur aus dem Gedränge heraus!" befahl Adriana dem Kutscher.

Da zeigte sich's aber, daß eines der Wagenräder eine Beschädigung erlitten hatte, es war unmöglich, von der Stelle zu kommen.

„Das ist schlimm," sagte Adriana zu dem Vater. „Wir müssen den Weg zu Fuße zurücklegen. Der Himmel sei uns gnädig, wir befinden uns in einer großen Gefahr!" Man sah es ihr an, daß ihr das Herz im Busen zitterte.

Es war auch kein geringes Wagnis, sich den empörten Menschenfluten preiszugeben, zudem schon wieder einer der Volksaufwiegler schrie: „Wenn sie zu uns halten, warum fahren sie dann im Wagen unseres Feindes?"

Doch es blieb keine Wahl, die Situation wurde immer schlimmer, je mehr Menschen sich um den Wagen herum versammelten. Was geschehen mußte, that man am besten sogleich.

„Verbirg die Pistole, spare sie auf für's letzte, wenn es gilt, unser Leben teuer zu verkaufen!" flüsterte sie dem Vater zu. „Und nun komme, gib mir Deinen Arm. Ich will doch sehen, ob sie's wagen, das Blut eines wehrlosen Weibes und eines Greises zu vergießen." Sie nahm ihren Hut ab, so daß ihr schönes Haupt, frei und entblößt, in seinem vollen, natürlichen Reize über ihrer stolzen, schlanken Gestalt thronte.

Hoffte sie, daß der Zauber ihrer Schönheit die rohen Hände ihrer Angreifer von ihr und dem Vater abhalten sollte?

(Fortsetzung folgt.)

Beglückt durch fremde Schuld.

Novellette von Georg v. Seyfried.

I.

Ein trüber Wintermorgen graute und warf sein düsteres Zwielicht in ein kleines Mansardenzimmer der Vorstadt. Vor dem kleinen Ofen daselbst kniete ein einfach gekleidetes Mädchen von etwa neunzehn Jahren; der Widerschein des Torffeuerchens warf einen rötlichen Glast über ihre bleichen Züge und spiegelte sich in den dicken Thränen, die in ihren langen seidenen Wimpern hingen. Ihre Blicke wanderten hin und her zwischen dem Kaffeetopf im Ofen und einem jungen Mann, welcher vor dem Spiegel stand und seine Toilette vollendete, aber kaum wagte, das Konterfei seines eigenen Ichs zu betrachten, das ihm aus dem Spiegel entgegenschaute. Finster und scheu blickte das Auge, ein düsterer Ernst lag auf dem sonst hübschen Gesichte des etwa fünfundzwanzigjährigen Mannes, und eine scheue, bange, unruhige Hast in seinem ganzen Wesen.

„Meiner Treu, ich wollte, diese Kravatte wäre ein Strick und ich hinge daran an einem soliden Aste!" murmelte er mit einer wilden Verwünschung vor sich hin.

„Willy, Willy! versündige Dich nicht! Ist es nicht genug, daß Du schwach warst? Willst Du auch noch schlecht werden?!" rief das hübsche Mädchen vor dem Ofen, sprang auf, ergriff beide Hände des Bruders und schaute ihm durch die strömenden Thränen hindurch starr in's Gesicht. „O Willy! Willy! wie konntest Du so handeln? Du, der Sohn ehrenhafter Eltern? Du, ein Kreuzhaagen, deren Namen von je einen guten Klang hatte? Hast Du denn ganz vergessen, was Du dem guten Vater auf dem Sterbebette versprochen hast?!" Und überwältigt vom heftigsten, ernstesten Seelenschmerz, barg das schlanke, hübsche, feine Mädchen ihr Gesicht in unnennbarem Weh an seiner Schulter und schluchzte laut.

Wilhelm Kreuzhaagen starrte eine Weile gedankenvoll ins Weite; dann aber wichen der Trotz und die Bitterkeit von seinen Zügen, und auch seine dunklen Augen wurden feucht, als er die Schwester mit beiden Armen umfing und an sich drückte.

„Vergib mir, liebe Livia!" bat er weich und zerknirscht. „O, wenn das, was ich jetzt fühle, in den Augen der Menschen für eine Strafe gälte, so würde jeder Gerechte meine Schuld als gesühnt betrachten! Aber leider begnügt sich damit das Gesetz nicht, und alle meine Thränen und Selbstvorwürfe und all' meine Reue läßt sich nicht in klingendes Silber verwandeln. Ich habe gefehlt, habe das Vertrauen meines Prinzipals mißbraucht und mich an seinem Gelde vergriffen, aber nur, weil mich der Dämon der Habsucht verblendete, das viele Geld an der Spielbank lockte .... Ja, wenn der alte Herr nicht schwer krank, nicht dem Tode nahe wäre, dann könnte noch alles gut werden. Ihm würde ich mich anvertrauen und alles gestehen. Ich würde ihn bitten, mir die Zollkasse abzunehmen und eine andere Funktion in seinem Geschäft zu übertragen; ihn würde ich bitten, mir die paar Hundert Thaler nach und nach von meinem Salär abzuziehen und mir zu verzeihen, was ich aus Schwäche gefrevelt. Und so, wie ich ihn kenne, würde er mir um unseres seligen Vaters willen vergeben haben und um Deinetwillen, die er gewiß nicht in Jammer und Elend gestürzt haben würde!"

„Und warum sollte der junge Herr Neubert taub für Deine Bitten, für Dein reumütiges Geständnis sein, lieber Willy?" rief Olivia, von einem schwachen Hoffnungsschimmer wieder erhoben. „Warum solltest Du dem jüngeren Manne Dich nicht noch lieber anvertrauen?"

„O, Du kennst den jungen Neubert nicht, Livia, sonst würdest Du nicht so reden!" erwiderte Wilhelm. „Robert Neubert ist so ernst und streng, daß man ihm nicht zu nahen wagt! Wortkarg und finster geht er unter uns herum und gönnt keinem auch nur ein Wort mehr als er eben muß. Er kehrte mit einem großen Vermögen aus Amerika zurück, aber man sieht ihm an, daß er desselben nicht froh wird. Irgend etwas liegt auf ihm, das ihn zum Menschenfeind macht. Seine großen grauen Augen haben einen Blick, der einem bis auf den Grund des Herzens zu dringen versucht, und namentlich auf mir ruht dieser finstere Blick immer mit einer besonderen Hartnäckigkeit ...."

„O, darin irrst Du vielleicht — es ist vielleicht nur Dein Gewissen, was Dich ihm verriet!" wandte Olivia ein. „Nimm all' Deinen Mut zusammen, Willy! ich beschwöre Dich! Wirf allen falschen Stolz hinter Dich, tritt vor ihn unter vier Augen und gestehe ihm Deine Schuld .... Er ist reich — was sind für ihn einige Hundert Thaler? Wir wollen beide zusammen uns bemühen, sie wieder zu ersetzen! Nur soll er uns nicht entehren!"

Willy schüttelte verzweiflungsvoll den Kopf. „Du kennst den starren Rechtssinn dieses Mannes nicht," sagte er mutlos. „Statt aller Antwort würde er mich mindestens aus dem Geschäft jagen, weit wahrscheinlicher aber den Gerichten übergeben! ... Nein, meine liebe arme Livia! für mich gibt es nur eine einzige Hoffnung: die nämlich, daß der alte Herr wieder besser wird und daß ich mich dann ihm reumütig zu Füßen werfe! Vergibt er mir dann nicht oder kommt es nicht dazu, so ist mein Schicksal besiegelt .... Wenn ich allein darunter litte, wollt' ich mich nicht beklagen, liebe Schwester! aber daß auch Du darunter leiden und unschuldig büßen mußt, das bringt mich um alle Fassung."

„Denk' nicht an mich, Bruder!" rief das junge Mädchen, all seinen Mut zusammennehmend. „Ich will alles geduldig tragen! ich will für Dich arbeiten und ein kleines Reisegeld verdienen, damit wir in einer andern Stadt, wo uns niemand kennt, wieder von vorne beginnen können! — O, mir soll kein Opfer zu groß sein, Willy, wenn ich nur Deine Seele rette! Du aber sollst darum auch nicht verzweifeln, sondern demütig und reuig das Deinige thun, um Dein Vergehen zu büßen."

Die kochende Milch im Ofen rief Olivia wieder zu ihrem häuslichen Geschäfte zurück; das Mädchen vollendete die Vorbereitungen zum Frühstück, das sie dem Bruder vorsetzte. Gedrückt und von allen Furien der Reue gepeinigt, begab sich dieser an sein Tagewerk auf dem Comptoir des Großhandelshauses Benedikt Neubert.

Als Olivia allein war, schloß sie sich in ihr kleines Schlafkämmerchen ein, warf sich auf die Kniee nieder und trug ihr Leid und ihr Anliegen in brünstigem Gebet demjenigen vor, der ja der Helfer über alle Helfer ist. Dies gab ihr allmählich wieder Mut und Fassung, und so kehrte sie nach einer halben Stunde ruhiger, wenn auch noch mit verweinten feuchten Augen zu dem Tischchen am Fenster zurück, welches ihr Malergeräte enthielt.

Olivia und ihr älterer Bruder Wilhelm waren die Kinder eines Kaufmanns, der in früheren Jahren sich in dieser Stadt eines gewissen Ansehens erfreut, aber durch den amerikanischen Sezessionskrieg und unglückliche Spekulationen sein Vermögen verloren und bald darauf durch einen Unglücksfall das Leben eingebüßt hatte. Herr Kreuzhaagen hatte seinen Kindern nichts hinterlassen als eine gute Erziehung, welche freilich Wilhelm nicht abgehalten hatte, in leichtsinnige Gesellschaft zu geraten, durch ein gemeines Vergehen seine ganze Zukunft zu gefährden und gerade die Gunst desjenigen Mannes auf's Spiel zu setzen, welcher ihm nach dem Tod des Vaters hilfreich und mit Zutrauen entgegengekommen war. Olivia aber hatte sich bemüht, ebenfalls ihre Arbeitskraft zu verwerten, indem sie für einige Photographen Bilder retouchierte und für eine Fabrik Fächer malte und hiedurch ihrerseits eine bescheidene Zubuße zu dem kleinen Haushalt erwarb, den sie mit dem Salär ihres Bruders kaum zu bestreiten vermocht hätte.

So saß Olivia denn nun an ihrer Arbeit und malte unverdrossen den ganzen Tag; dabei kam ihr der Gedanke zu einem Schritte, welcher sie mit einiger Hoffnung erfüllte.

Während wir das verwaiste anmutige Mädchen in der ärmlichen Dachwohnung emsig an der Arbeit sehen, trug sich in einem schönen, eleganten Landhause auf der entgegengesetzten Seite der Stadt eine andere Szene zu. In einem reich und behaglich eingerichteten großen Schlafzimmer lag ein Greis von etwa siebzig Jahren auf dem Sterbebette. Sein langes weißes Haar lag feucht über die seidenen Kissen ausgebreitet, seine Wangen waren fahl und eingesunken, über den großen, klugen, blauen Augen lag es wie ein Schleier und der mühsame, röchelnde Atem zeigte, daß der König der Schrecken nicht mehr ferne sei. Die bebenden kalten Hände des Greises lagen in denen eines jüngeren Mannes von etwa vierzig Jahren, welcher neben dem Bette saß, und das halb getrübte Auge des Sterbenden haftete mit ängstlicher Liebe auf den regelmäßigen, ernsten, tiefbewegten Zügen des anderen, der sich in wildem Seelenschmerz zu ihm herabneigte.

„Robert, vergib mir!" sprach der Greis mit halb tonloser Stimme. „Trag' mir die Heftigkeit und den Eigensinn nicht nach, welcher Dich von mir getrieben hat in die Fremde und welcher Dir Dein halbes Lebensglück geraubt! .... Ich habe gefehlt und habe es schwer gebüßt! Der Mammon, den ich mir errang, machte mich nicht glücklicher noch besser und verläßt mich nun in diesem Tode, wo er mir nicht eine einzige Stunde längeren Lebens erkaufen kann, um noch manches wieder gut zu machen, was wie glühendes Eisen auf meinem Gewissen liegt."

„O, reden Sie nicht davon, lieber Vater! Ich habe Ihnen niemals gezürnt; ich habe längst vergessen und vergeben! Daß ich so allein draußen stand in der Welt, war mir nur ein Sporn zur Thätigkeit."

„Ich glaube es Dir, denn Dein Erfolg hat es bestätigt, mein lieber Sohn!" sagte Herr Benedikt Neubert mühsam. „Allein ich versichere Dich, wenn Du einst so wie ich in diesem Augenblicke auf der Schwelle der Ewigkeit stehest, werden nicht Deine Glücksgüter und Deine Erfolge im Leben Deinen Geist beschäftigen und auf Deiner Seele liegen, sondern die Irrtümer und Fehltritte, welche auch Dir nicht erspart bleiben werden. Auch auf meiner Seele liegt ein solcher Fehler ..."

„Nicht möglich, lieber Vater! Sie waren zwar eigenwillig und heftig, aber immer gerecht und ehrenhaft!" erwiderte Robert mit Wärme.

„Trotzdem hab' ich einst eine heilige Pflicht versäumt, und kann nun diese Versäumnis selber nicht mehr gut machen, so schwer sie auch auf meinem Gewissen lastet," sprach der Greis mühsam. „Du, mein Sohn, bist im stande, jenes Unrecht zu sühnen und mir in dieser ernsten Stunde den Heimgang zu erleichtern. Du erinnerst Dich vielleicht noch aus der Zeit, ehe Du nach Westindien gingest, oft in meinem Hause einen Herrn Kreuzhaagen gesehen zu haben, mit dem ich, obschon er mehr als ein Jahrzehnt jünger war, innig befreundet gewesen ...."

„Gewiß, lieber Vater! — Ludwig Kreuzhaagen, der Exporteur!“

„Derselbe, ja! Siehst Du, als der amerikanische Krieg ausbrach, war Kreuzhaagen drüben mit gewaltigen Summen engagiert, die sein Vermögen weit überstiegen. Seine Schuldner benützten vielfach die Gelegenheit, um ihn auszunutzen — er ging zu Grunde. Er hatte mich dringend um Hilfe gebeten, allein ich war zu ängstlich gewesen: er starb insolvent unter Umständen, welche ihn mehr bemitleidenswert als schuldig erscheinen ließen. Er hinterließ Kinder; sein Sohn ist auf meinem Comptoir angestellt, ich habe ihm zwar Beschäftigung gegeben, mich jedoch niemals darum bemüht, zu ermitteln, ob es ihm gut geht oder nicht. Erinnere Du Dich daran, daß sein Vater in seinen Tagen mein Freund war und daß ich in seinem Unglücke nicht als Freund an ihm gehandelt habe; erinnere Dich, daß Wilhelm Kreuzhaagen mein Patenkind und daß ich noch auf meinem Sterbebette mir ernstliche Vorwürfe gemacht, weil ich mich um sein Wohlergehen nicht sorgsam genug bekümmert und ihn vor Armut und Mangel und deren Versuchungen sichergestellt habe. Willst Du mir dies versprechen, Robert?“

„Von ganzer Seele, lieber Vater! Wilhelm Kreuzhaagen soll einen warmen Freund an mir finden!“ sagte Robert feierlich.

„Mein armer Kreuzhaagen hat noch mehr Kinder hinterlassen — eine Tochter oder deren mehrere, Robert!“ fuhr der Sterbende fort. „Du bist wohlhabend, mein Sohn, laß sie nicht im Elend verkommen!“

Robert gelobte es aufrichtig und eine große Last schien von der Seele des Sterbenden genommen. Noch im Laufe des Tages starb der Alte und hinterließ seinem einzigen Sohne Robert die beiden Waisen seines Freundes: Wilhelm und Olivia Kreuzhaagen, als ein heiliges Vermächtnis.

2.

Es war am Abend von Benedikt Neuberts Begräbnistage, um die Dämmerstunde. Das Landhaus des Verstorbenen lag düster und öde inmitten des beschneiten Gartens. Die Vorhänge hinter den hohen Fenstern waren heruntergelassen, und nur in einem einzigen Zimmer war hinter den Gardinen Licht zu bemerken. Der Wind fegte über das flache Gelände hin, pfiff durch die kahlen Aeste der Promenade und trieb die feinen, hagelharten Schneeflocken den Leuten ins Gesicht.

Vor dem reich vergoldeten Gitterthore des Neubert'schen Landhauses stand Olivia Kreuzhaagen mit wankenden Knieen und pochendem Herzen. Nie in ihrem Leben war ihr so bang und beklommen zu Mute gewesen, und doch hatte sie sich seit drei Tagen, seit ihr Bruder die Kunde von dem Ableben seines Prinzipals am Abend nach Hause gebracht, sagen müssen, daß sie diesen ernsten Gang nicht länger aufschieben dürfe, diesen Gang, der ihren Bruder retten sollte.

Olivia hatte sich die Sache so leicht gedacht, hatte sich ihre Reden so kurz und beweglich gesetzt, und jetzt, wo sie vor dem Hause stand, drohte ihr Mut sie zu verlassen. Sie bebte so heftig, daß sie sich an das eiserne Gitterthor lehnen mußte. Endlich aber richtete sie sich auf, raffte ihren ganzen Mut zusammen und berührte den Knauf der elektrischen Klingel — wie durch Zauberschlag sprang die Thüre auf und sie näherte sich dem Hause, in dem ein alter Diener sie empfing.

„Kann ich Herrn Robert Neubert sprechen?“ fragte sie beklommen.

„Ich glaube kaum, Mamsellchen,“ versetzte der Diener, dem der zwar anständige aber ärmliche Aufzug der Fremden keine Verpflichtung, sie besonders zu behandeln, aufzuerlegen schien. „Der alte Herr Neubert ist heute vormittag erst beerdigt worden, und scheint mir die Zeit zu Ihrem Besuche nicht sehr passend gewählt, wenn ich Ihnen meine Meinung äußern darf.“

„Ich weiß es, und Sie mögen daraus ersehen, daß das Anliegen, welches mich hieher führt, ein wichtiges ist,“ erwiderte Olivia artig aber bestimmt. „Glauben Sie mir, ich muß Herrn Neubert sprechen, wenn auch nur für einige Minuten — geben Sie dem Herrn diese Zeilen und sagen Sie ihm, ich werde ihn nicht lange aufhalten!“

Olivia hatte den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, als sie dem Diener das Briefchen behändigte. Der alte Mann blickte in ein schönes, regelmäßiges, kummerbleiches Gesicht, in ein paar großer brauner Augen, welche ihn mit Innigkeit anschauten. Er vermochte nicht gleichgültig zu bleiben, sondern murmelte einige entschuldigende Worte, führte sie in ein Vorzimmer, wo er sie Platz zu nehmen bat, und versprach, sie seinem jungen Herrn zu melden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des „Cursus publicus“ der Römer.

Kulturhistorische Skizze von E. König.

Im Altertum hatten von allen Völkern die Römer die Beförderungsanstalten auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Bei ihnen findet sich schon zur Zeit der punischen Kriege (264—149 v. Chr.) eine Art gezwungene Botenaushebung, insofern die Picentiner, Lucaner und Brutten genötigt wurden, öffentliche Boten und Läufer abzugeben, weil sie von Rom abgefallen und zu Hannibal übergegangen waren. In den letzten Zeiten der Republik ging überdies aus der Besitznahme so vieler, vorher sich fremder, jetzt aber im römischen Staatsverbande zu einem organischen Ganzen verbundener Staaten die Notwendigkeit einer weiteren Ausbildung des bisher so unvollkommenen Botenwesens hervor, und man kann leicht annehmen, daß schon vor Augustus Anstalten vorhanden waren, von welchen man Pferde und Wagen zur Weiterreise erhalten konnte; wenigstens deuten die folgenden Fakta darauf hin: Als die Römer 192 v. Chr. den syrischen Feldzug gegen Antiochius den Großen unternahmen, riet Scipio Africanus, den freien Durchzug der Armee durch Thrazien zu sichern und deshalb Philipp II. von Makedonien zu gewinnen. Titus Sempronius Gracchus übernahm die Ausführung und reiste unglaublich schnell mit sogenannten „untergelegten Pferden“, also stationenweise von Amphicea in Lokris auf lauter Gebirgswegen nach Pella (jetzt Jemja) 43 Meilen weit, wo er schon am dritten Tage ankam. — Cäsar legte in einem Mietwagen täglich 100,000 Passus (20 deutsche Meilen) zurück, bei der damaligen Unvollkommenheit der Gefährte und den größtenteils schlechten Wegen eine bewundernswürdige Leistung! — Als aber Octavianus Augustus Alleinherrscher des fast unermeßlichen römischen Reiches geworden war, mußte er zur Befestigung und Sicherung seiner Macht die früheste Kenntnis von allem, was in seinem großen Reiche vorfiel, erhalten und seine Befehle in größtmöglichster Schnelligkeit überbracht wissen. Dies Bedürfnis erforderte selbstredend eine Anstalt, mittelst welcher er in dringenden Fällen selbst in die Provinzen reisen oder sich durch Beamte schnell vertreten lassen konnte. Um dies Ziel zu erreichen, ließ Augustus, nachdem er vor allem neue Straßen angelegt und die ältern sorgfältig ausgebessert hatte, im ganzen Umfange seines Reiches zuerst junge Leute stationsweise, und später Fuhrwerke und Pferde zu seiner Verfügung aufstellen. So erscheint dieser Kaiser als Gründer der römischen Staatspost Cursus publicus, einer Einrichtung, welcher außerordentliche Schnelligkeit zu Grunde lag. So erhielt beispielsweise dieser Kaiser zum öftern Depeschen aus Slavonien binnen vier Tagen nach Rom.

Sein Nachfolger, Tiberius (14 v. Chr.), war an die vorgeschriebene Eile bereits so gewöhnt, daß er unwillig die Depeschen fortwarf, wenn sie länger unterwegs waren, als aus Asien 20, Europa 15, Afrika 10, Slavonien 5 und ganz Italien 3 Tage. — Unter Tiberius und einiger seiner Nachfolger Regierung mag die Unterhaltung der Staatspost für die Unterthanen, welchen die Unterhaltung des Cursus publicus zum großen Teil oblag, sehr lästig gewesen sein, daß man wohl dem wohlthätigen Sinne des Kaisers Nerva (96 n. Chr.) die Abnahme dieser Last zuschreiben darf, wenigstens bezeugt dies eine Münze von ihm, auf welcher man zwei Maultiere mit niederhängenden Köpfen findet: zwischen ihnen befindet sich ein Wagen dargestellt, dessen Deichsel in die Höhe gerichtet steht; auf der Münze ist die Umschrift zu lesen: „Vehiculatione Italiæ remissa“.

Nerva's Nachfolger, Kaiser Trajan (98 n. Chr.), legte vom schwarzen Meere bis nach Gallien eine den Verkehr sehr erleichternde Straße, baute eine Brücke über die Donau und stellte, um die Nachrichten aus allen Teilen des Reiches um so schneller zu erhalten, die Staatspost dergestalt wieder her, daß der Geschichtsschreiber Aurelius Victor ihn für den Gründer des Cursus publicus zu halten geneigt ist. — Was Trajan begonnen, setzte sein Nachfolger Hadrian (117 n. Chr.), der alle Provinzen seines Reiches selbst durchreiste, fort. Spartianus sagt von ihm: „Diese höchst zweckmäßige Anstalt, die auf Kosten von Privaten unterhalten wurde, übernahm Hadrian auf den Fiskus, damit die Magistratspersonen von dieser Last nicht gedrückt würden. Darunter sind die Magistrate der Gemeinden zu verstehen, durch deren Gemarkung der Cursus publicus ging. Uebrigens scheint diese Uebernahme der Unterhaltung der Staatspost auf Kosten des Fiskus nicht sehr lange bestanden zu haben, da schon Hadrians Nachfolger, Antonius Pius (138 n. Chr.) es für nötig fand, Erleichterungen in Beziehung auf die Staatspost eintreten zu lassen. Unter Kaiser Septimus Servus (193 n. Chr.) lastete die Unterhaltung der Staatspost bereits wieder auf den Privaten und Kommunen. Unter ihm hörte die letztere wieder auf. Unter seinen Nachfolgern verfiel der Kursus fast gänzlich. — Für die Provinzialen wurde die Unterhaltung desselben immer drückender; denn bisher war dem Mißbrauch des Kursus noch kein Damm durch strenge Befehle und Strafandrohungen entgegengesetzt. Die Kaiser Constantinus, Julianus, Valentianus und Valerianus, Gratianus, Theodosius, Arkadius und Honorius, Leo und Justinian (von 336 bis 525 n. Chr.) erließen zu diesem Ende sehr nachdrückliche Verordnungen und Verbote, welche sich besonders auf Beschränkung des Rechts, Erlaubnisscheine zum Gebrauch des Cursus publicus zu erteilen, auf den Gebrauch der Staatspost selbst, sowie auch auf die Verwaltung dieser Anstalt im allgemeinen bezogen. Aus denselben geht hervor, daß der Cursus publicus damals nur in wenigen Provinzen auf Staatskosten und in den meisten auf Kosten der Privaten unterhalten wurde. (So in Sardinien stets.) Im ersteren Falle wurden die Provinzialen zur Lieferung des Futters verpflichtet, und zwar lieferten sie dasselbe in manchen Provinzen nicht in natura, sondern in Geld, wie eine Verordnung der Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius vermuten läßt. Diese verbietet infolge dessen, daß das Futter zu einem hohen und sehr unbilligen Preise angeschlagen wird, die Provinzialen weiter zu beschweren, als die Rücksicht auf Gerechtigkeit zuläßt.

Doch trotz aller Verbote und Kontroleinrichtungen wurde der Cursus auf eine enorme Weise gemißbraucht, was für die Provinzialen ganz unerträglich sein mußte. Diese mußten zuletzt Pferde stellen, ohne hierzu

verpflichtet zu sein, und wurden bei ihren Lieferungen noch von den Beamten betrogen. Diese Bedrückung stieg immer mehr und erreichte den höchsten Grad, als die Religionsstreitigkeiten ein wichtiger Gegenstand der Regierung, und Kirchenversammlungen immer häufiger wurden (von 325 n. Chr). Denke man sich nun, daß oft über 600 Geistliche einer solchen Versammlung beiwohnten, von denen jeder sich der Staatspost bediente und 10 Pferde beanspruchen durfte, dann wird es erklärbar, daß die Privaten unter dem Drucke der Einrichtung seufzten.

Ueber Italien streckte der Heruler Odoaker und nach ihm der Ostgothe Theodorich die Hand der Eroberung aus; ein Glied nach dem anderen löste sich von dem Körper des römischen Reiches ab, oder wurde davon abgerissen und so waren dadurch die alten Reichsprovinzen wieder einander so fremd, wie sie es vor der Einverleibung mit dem Reiche gewesen waren, und der gesamte Verkehr ging mehr und mehr ein.

Das morgenländische Reich überlebte zwar das weströmische, und wie andere Einrichtungen, so wurde auch noch hier der Cursus publicus beibehalten. Letzterem scheint Kaiser Justinian (525—560) den Todesstoß versetzt zu haben; denn sein Zeitgenosse Procop sagt in seiner geheimen Geschichte: „Wie wenig Justinian auf den Nutzen des Staates Rücksicht nahm, das kann sein Verfahren in Bezug auf den Cursus publicus beweisen. Die alten römischen Kaiser hatten, um so schnell als möglich und ohne Verzug von allen Vorfällen Kunde zu erhalten, von den Unternehmungen der Feinde in jeder Provinz, von den etwaigen Unruhen in den Städten oder anderen unerwarteten Begebenheiten, von dem Verfahren der obrigkeitlichen Personen und dem Betragen anderer Beamten im römischen Reiche, sowie zur schnelleren und sicheren Reise derer, welche die jährlichen Einkünfte überbrachten, einen schleunigen Cursus publicus eingerichtet und Stationen angelegt, auf denen stets 40 Pferde mit einer im Verhältnis stehenden Anzahl Knechte standen. Da nun diejenigen, welche obige Aufträge hatten, bei dem häufigen Wechsel der trefflichsten Pferde dahinfuhren, so konnten sie in einem Tage einen Weg von 10 Tagereisen zurücklegen. Die Besitzer von Feldern, selbst die mitten im Lande, gelangten dadurch in einen großen Vorteil; denn sie verkauften alljährlich ihre entbehrlichsten Früchte zur Unterhaltung der Pferde und der mit der Besorgung derselben beauftragten Knechte und erwarben sich dadurch ein beträchtliches Vermögen. Auch entstand dadurch für die Staatskasse der Vorteil, daß jeder die ihm obliegenden Abgaben zahlen konnte. So stand es in älteren Zeiten."

Kaiser Justinian hob sogleich den Kursus von Chalcedon bis Dacibiza auf und zwang jedermann, von Byzanz bis nach Helenopolis zu schiffen. Wenn sie nun auf kleinen Nachen, wie es dort gewöhnlich ist, über die Meerenge setzten, so gerieten sie bei eintretenden Stürmen in große Gefahr; denn wenn man ein dringendes Geschäft hat, ist es unmöglich, die Wiederkehr der Meeresruhe abzuwarten. (Schluß folgt.)

Zärtlicher Gatte.

— „Weibchen. sitzt sich's dort in der Ecke gut?"
— „Sehr gut, Männchen!"
— „Ist's Dir dort nicht zu kalt?"
— „Nicht im Geringsten!"
— „Zieht es nicht?"
— „Durchaus nicht!"
— „Ach, dann wollen wir die Plätze tauschen!"

Unsere Bilder.

Das Marmorpalais in Potsdam. Im Norden von Potsdam steht in dem sog. „Neuen Garten," einem schönen Park aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, ein kleines schloßartiges Gebäude im holländischen Geschmack und aus Backsteinen, welchem sein Erbauer, Friedrich Wilhelm II. den prunkenden Namen „Marmorpalais" gegeben hat. Dieses Palais ist in den Jahren 1787 bis 1796 nach Plänen der königlichen Baumeister Gontard, Langhaus und Krüger erbaut worden, und seine Fassade ist dem sog. heiligen See, einem der großen Havelbecken, zugekehrt, über das es eine hübsche Aussicht darbietet. Der Bau wurde jedoch erst unter Friedrich Wilhelm IV. vollendet und zerfällt daher in die älteren und etwas zopfigen und in die neueren schöneren Räume. Nach dem Garten zu ist das Marmorpalais durch eine Säulenhalle abgeschlossen, an deren Rückwänden sich Fresken befinden, welche Szenen aus der Nibelungensage nach Kolbe und Hesse, und in Tempera gemalte Landschaften aus derselben Sage von Lompeck enthalten. Das Palais, von welchem wir vorstehend eine Ansicht geben, enthält wenig Interessantes: in den älteren Räumen nur den Grottensaal mit den muschelverzierten Spiegelwänden, und die blaue Kammer mit dem Feldstuhl, worauf Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb, und in den neueren Räumen den ovalen Konzertsaal mit einem Gemälde von Lengerich, einer Kopie von Guido Reni's Aurora. Das Marmorpalais wird nur selten und nur ausnahmsweise bewohnt, obwohl es in diesem schönen Parke oder „Neuen Garten" ausnehmend günstig gelegen ist; neuerdings ist es zur provisorischen Residenz des neuen Kaisers Wilhelm II. eingerichtet, dessen jüngste Staatsurkunden von dort aus erlassen worden sind. O. M.

Allerlei.

Im Bade. Ein Kurgast beklagt sich beim Badediener, daß er von der gerühmten Wirkung der Heilquelle noch immer nichts spüre. — „O, da müssen Sie Geduld haben, lieber Herr," erwiderte der Diener eifrig, „so rasch geht das nicht; wir haben hier eine Dame gehabt, die erst nach vollen sechs Monaten gestorben ist."

Mutig. Erster Sonntagsjäger: „Da kommt ein Hase!" — Zweiter: „Mag er kommen, ich bin auf seinen Angriff vollkommen gefaßt." (Ulk.)

Im Maleratelier. Herr: „Ah, sieh da — das ist ja das Bildnis der Baronin X.! Außerordentlich getroffen, ganz außerordentlich." — Maler: „Pardon, mein Herr, das ist nicht die Baronin X., sondern die Gräfin Y." — Herr: „Ah, die Gräfin Y! Aber auch gut getroffen, außerordentlich getroffen!"

Einträglicher Patriotismus. Als ein bürgerlicher, jetzt reicher Fabrikant, welcher vorher einer der größten Zollschwärzer war, beim Handelsminister zum Baron vorgeschlagen wurde, fragte dieser den Vortragenden: „Und welche Verdienste hat dieser Mann?" — „Exzellenz, sein Patriotismus — kennt keine Grenzen," erwiderte der Vortragende.

Anna Maria von Schurmann. Eine seltene Erscheinung in der Welt der Musen war diese Dame. Kölln am Rhein war ihre Vaterstadt. Ihren Unterricht hatte sie in Holland empfangen. In der Musik, Bildhauerei, Malerei und Gravierkunst hatte sie es zu einer bewundernswerten Vollkommenheit gebracht. Ganz besonders ausgezeichnet war sie in Miniatur-Gemälden, und der Kunst, mit der Spitze eines Diamants Portraite auf Glas einzuschneiden. Latein, Griechisch und Hebräisch sprach sie mit den gelehrtesten Sprachkennern um die Wette. Eben so leicht sprach sie wie ihre Muttersprache die französische, italienische und englische. In der Geographie, Geschichte und Litteratur war sie überall zu Hause. Sie starb 70 Jahre alt, 1673 zu Wywert, wo sie in Einsamkeit ihre letzten Tage zubrachte. St.

Das Hahnschlagen oder Hahnwerfen, ursprünglich ein altes Breslauisches Volksfest, ward gewöhnlich bei dem großen Schießen von den Schützen abgehalten, das erstemal wahrscheinlich am 7. September 1560. — Ein Hahn wurde in einen Schranken gesteckt, und jeder der mitwerfen wollte, mußte ein gedrehtes Stäbchen, eine halbe Elle lang, inwendig hohl und sehr leicht, für anderthalb Pfennig lösen, und wer damit den Hahn totwarf, ward der Hahn genannt und bekam zum Preise eine zinnerne Kanne von anderthalb Quart. In dieser Weise hatten es die Schlächtergesellen beibehalten. — Das eigentliche Hahnschlagen geschah mit verbundenen Augen und einem Dreschflegel. Der etwas eingegrabene Hahn war mit einem Topfe zugedeckt und der erste Sieger empfing den Hahn nebst einem Thaler, die drei nächsten bekamen geringere Preise. Solche Volksbelustigungen und Zunftspässe gehören so wesentlich zur Sitten- und Bildungsgeschichte einer Nation, daß sie alle Aufmerksamkeit verdienen. E. K.

Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben lassen sich 7 Wörter bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen eine deutsche Stadt, und deren Endbuchstaben in derselben Folge gelesen den Fluß nennen, an dem dieselbe liegt.

al bir e si ga go hel ke land lo me ne ne ral rell ri ron stab u

Die Wörter bezeichnen: 1) eine Insel in der Nordsee, 2) einen italienischen Dichter, 3) eine Südfrucht, 4) ein Baum, 5) ein Grenzgebirge, 6) ein Schriftsteller, 7) ein Fluß in Frankreich.

Wiesbaden. L. Wick.

Bilderrätsel.

Logogryph.

Mit einem a am Meeresstrand,
Mit e als Pflanze dir bekannt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogryphs in voriger Nummer:
Hohn, Lohn, John, Bohn, Mohn, Sohn.

Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.